

## **Was hat es mit dem Minder-Werden auf sich?**

Lyotard, Foucault und Deleuze/Guattari hätten mehrmals vorgeschlagen, im theoretischen und praktischen Verstehen des Werdens auf den dialektischen Leitbegriff des Widerspruchs zu verzichten, schreibt Thomas Seibert (193). Damit ist wohl – jedenfalls auch – gemeint, dass die Entwicklung moderner Gesellschaften weniger durch die Analyse objektiv bestehender gesamtgesellschaftlicher Konflikte beschrieben werden kann. Geschichte und Gesellschaft müssten durch „Fluchtlinien“ definiert werden schreibt Seibert die genannten Autoren zitierend, durch Kräftekonstellationen, die nicht auf das Zentrum und nicht auf das Ganze der Gesellschaft zielen, „sondern an ihre Ränder in Welten abdriften, die mehr als nur Welten der Gesellschaft sind“ (193).

Was sind „Fluchtlinien“, was bedeutet hier „Kräftekonstellation“?

Man gewinnt den Eindruck, dass es hier um eine Wahrnehmungsverschiebung geht, die unabhängig von sog. strukturellen Veränderungen wie etwa Veränderungen der Eigentumsverteilung und der mit ihr begründeten Herrschaft ist. Für diese Einschätzung spricht z. B. Seiberts Annahme, „dass der Ereignishorizont ungezählter alltäglicher Begegnungen heute ein gänzlich anderer als vor dem Mai 1968 ist“ (194). Das „Werden“ verläuft danach unabhängig von als objektiv vorhanden verstandenen gesellschaftlichen Strukturen, die zum Handeln disponieren und die Wahrnehmung steuern. Mit dieser Perzeptionsverschiebung geht – so kann man Seibert verstehen – eine Tendenz zur politischen Hochschätzung sozialer Bewegungen einher, die sich um die Konstruktion von Sachverhalten als soziale Probleme und um die Bearbeitung und Bewältigung der von ihnen konstruierten sozialen Probleme bemühen. Zu solchen Bewegungen zählen die grüne und die Frauenbewegung.

An der Frauenbewegung versucht Seibert deutlich zu machen, was für ihn als „Minder-Werden“ konkret gilt. „Minder-Werden“ hat

danach mit Minderheiten wenig zu tun. Frauen bilden die Mehrheit der deutschen Bevölkerung. Von einem „Minder-Werden“ der Frauen oder von einem Frau-Werden, wie Seibert auch sagt, ist zu sprechen, wenn sich Frauen aus ihrem Normalstatus lösen. Das Frau-Werden „ist ein X, das sich davon macht, das den Ort und die Sprache --- der Mehrheit verlässt“ (218). Dieses Lösen sei ein singuläres Sichbefreien, das den ganzen Menschen des Akteurs betreffe. Dieser Akteur verweigere sich der modernen Herrschaft der Gouvernamentalität, die in einer „Lenkung durch Individualisierung“ bestehe (220). Er beharre auf seiner Autonomie. Dabei könne er nicht beanspruchen, in irgendeinem objektiven Interesse zu handeln. Aufzugeben sei ein „empirisch-pragmatisch“ begründeter Klassenstandpunkt. Vielmehr befähige das „Minder-Werden“ zur „Universalität“ – was wohl in alter Sprache heißt: zur Wahrheit – und zwar zu einer nicht-transzendenten. Diese Wahrheit gäbe es, „wenn die Freunde in ihrer Singularität entdeckt werden, die Anderen in ihrem Anderssein, die gegenseitig voneinander abhängige Gemeinschaft im Respekt vor den ihr angemessenen Werten und Zwecken“ (240). Das hört sich an wie ein Toleranzgebot, ist es aber nicht. Es geht hier vielmehr um eine Art gesellschaftlicher Produktivität. Den einzelnen „Minder-Werden“ z. B. der Frauenbewegung, wird bescheinigt, dass sie, wenn sie ihre Sache in die Hand nehme – was bei Verwirklichung jenes Gebots möglich werde - , auch die „Nöte und Begierden der großen Mehrheit“ „trägt“ (240).

2

Wenn das „Minder-Werden“ so einigermaßen angemessen beschrieben ist, ergibt sich eine Reihe von Fragen.

Die erste Frage schließt an die zuletzt wiedergegebene Passage an. Warum nützt das erfolgreiche Agieren einer sozialen Bewegung der Mehrheit? Der Erfolg der Frauenbewegung beeinträchtigt z. B. die Teilnahmechancen der Männer. Die Annahme gilt eigentlich nur, wenn man die „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“ für nicht hinterfragbare Werte hält. Das tun wahrscheinlich viele derer nicht,

die von der Ungleichheit profitiert haben. Das ist vielleicht die Mehrheit. Oder wird hier doch die Existenz eines „objektiven Interesses“ angenommen?

Die zweite Frage problematisiert das Vertrauen, das Seibert in das „Minder-Werden“ setzt – in zweierlei Hinsicht. Zu fragen ist ja zunächst einmal nach dem demokratischen Potential des „Minder-Werdens“. Wer sagt, dass nicht mit ihrem Erfolg neue Ungleichheiten entstehen? Oder sogar Herrschaft stabilisiert wird. Teile der Frauenbewegung gelten als „atypische Moralunternehmer“ , (Sebastian Scheerer), die mit politischer Herrschaft paktieren, um sich zu befreien. Zu bedenken ist auch, dass gegenwärtig viele Gruppierungen am Werk sind, die man getrost als „rechts“ bezeichnen kann. Sodann ist zu fragen, ob denn das „Minder-Werden“ überhaupt das politische Potential hat, das Seibert ihm zuzusprechen scheint. Honneth z. B. ist bei seinem Versuch, den Sozialismus wiederzubeleben, wesentlich skeptischer. „Nicht aufbegehrende Subjektivitäten ..., nicht kollektive Bewegungen, sondern institutionelle Errungenschaften sollten als soziale Träger der normativen Ansprüche gelten, die der Sozialismus innerhalb der modernen Gesellschaften anzumelden versucht“, schreibt er (117). Soziale Bewegungen verdanken ihre Existenz „kaum durchschaubaren, durch kontingente Umstände bedingten Konjunkturen“ (115).

Die dritte Frage stellt sich mit der Zurückweisung der Annahme, ein politischer Kampf erfolge im Namen objektiver Interessen. Das kann man natürlich so sehen. Aber was tritt an dessen Stelle? Seibert unterlässt es weithin, nach den sozialen Hintergründen des „Minder-Werdens“ zu fragen. Das „Minder-Werden“ taucht zunächst eher als Randerscheinung auf, wird dann aber irgendwie mächtig. Warum ist das so? Es gibt eine umfangreiche soziologische Literatur zu sozialen Bewegungen, in der die Bedingungen ihres Erfolgs/Misserfolgs analysiert werden (vgl. etwa Raschke, Rucht, Dörre). Seibert berücksichtigt sie nicht. Das „Minder-Werden“ wie auch die

Steigerung der Aufmerksamkeit, die ihm widerfährt, fallen von Himmel.

Die vierte Frage ist ideologiekritischer Natur. Die Linke hat ja eine Reihe von Misserfolgen zu verarbeiten. Die marxistische Prognose – so wie sie in den klassischen marxistischen Texten formuliert wird (anders übrigens: Tino Heim) – hat sich als falsch erwiesen. Es ist keine politische Mehrheit in Sicht. Auch sozialdemokratische Zugeständnisse, die unter dem Eindruck der Fehlprognose gemacht wurden, haben „der Linken“ keine Mehrheit beschert. Liegt es da nicht nahe, den politischen Wert von Mehrheiten (der Wähler) geringzuschätzen und das Entstehen sozialer Bewegungen zu würdigen, *sie* also als die treibende Kraft gesellschaftlicher Entwicklungen zu verstehen? Und zwar ohne darauf hoffen zu müssen, dass deren Aktivitäten Mehrheiten schüfen, die politische Entscheidungen herbeiführen könnten?